

Sartre goes Gegenuni // Sartre über Freiheit, Unbewusstsein und Sexualität

Von Thiel Schweiger

Im Rahmen unserer allgemeinen Veranstaltungsreihe *Der Gangsterboss des Existenzialismus* zu Jean-Paul Sartres 30. Todestag (begleitet in diesem Jahr von seinem 105. Geburtstag, wie wir spätestens seit dem doodle vom 21. Juni wissen), haben wir uns auch an den 11. Gegenuni beteiligt. Dies hat sich insbesondere angeboten, da es wohl kaum einen Philosophen gibt, in dessen Leben wie Werk die Sexualität eine so große Rolle spielt wie bei ihm. Selbst in seinem strengsten, philosophischsten Werk *Das Sein und das Nichts* spielt die Sexualität eine zentrale Rolle in der Analyse der konkreten Beziehungen zu Anderen. Sie ist für Sartre kein zu vernachlässigendes kontingentes Faktum, sondern eine wesentliche Bestimmung des menschlichen Seins, wie im Übrigen auch die „Persionen“ Sadismus und Masochismus, die in Sartres Denken keinesfalls aus der Sexualität oder untereinander abgeleitet werden können, sondern eigenständige, authentische Entwürfe des Verhältnis zum Anderen sind.

Sartres philosophische Analyse des Begriffs der Sexualität in *Das Sein und das Nichts* war Gegenstand eines zweiteiligen Lektürworkshops. Der inhaltliche Beitrag zur Gegenuni umfasste zudem eine Aufführung des Films *Freud*, dessen Drehbuch auf einem Entwurf Sartres basiert, sowie einen Vortrag von Christoph Zwi über das Verhältnis von Sartres Ontologien zu Heidegger und zum Marxismus, der auf dem Blog *La vache qui rit* online anhörbar ist. Zusätzlich wurde – allerdings ungeplant sozusagen als Ersatzprogramm – eine Aufführung einer Verfilmung des Theaterstücks *Geschlossene Gesellschaft* gezeigt. Es fällt schwer, die doch sehr vielfältigen und komplexen Fragen, die sich im Rahmen der Diskussion ergaben, adäquat zusammenzufassen. Im Folgenden trotzdem der Versuch einige wichtige Punkte herauszustellen.

Wie wohl den meisten bekannt sein dürfte, geht Sartre davon aus, dass der Mensch ein wesentlich unbestimmtes Wesen ist. In der menschlichen Seinsweise geht, im Gegensatz zur Seinsweise der Objekte in der Welt, die Existenz dem Wesen voraus, das heißt, der Mensch existiert erst, ehe er sich selbst bestimmt (daher auch der Titel „Existenzialismus“). Er ist, dem berühmten Satz zu Folge, zur Freiheit verdammt bzw. verurteilt. Der Mensch kann wählen, was er will – er kann niemals wählen, nicht frei zu sein, so sehr er auch wünschen mag, ein bestimmtes Wesen zu sein. Aus dieser Grundbestimmung folgt, dass Sartre nicht davon ausgeht, dass der Mensch in irgendeinem Bereich durch irgendwelche

psychologischen, biologischen oder kulturellen Faktoren determiniert wäre. Er hat immer die Option, die gegebenen Faktoren zu überschreiten und sich neu zu entwerfen – selbst wenn diese Freiheit – das ist immanentes Paradox – als Negation von etwas stets auf dieses *etwas* aufhebend bezogen bleibt (hier denkt Sartre ganz hegelianisch). Die Freudsche Konzeption des „Unbewussten“, das das Bewusstsein im Verborgenen bestimmen würde, lehnt Sartre daher konsequenterweise ab. Da der Mensch auch sein eigenes Bewusstsein stets überschreitet, braucht es für Sartre den Begriff des „Unbewussten“ nicht, um Phänomene wie die Selbsttäuschung bzw. Unaufrichtigkeit zu erklären – der Neurotiker, der den Grund seiner Neurose nicht mehr kennt, belügt sich selbst, er wird nicht von einer in ihm wirkenden Instanz belogen (denn man müsste zuerst einmal erklären, wie sich diese Instanz selbst belügen kann).¹

Eine reale Schranke meiner Freiheit ist für Sartre jedoch die Existenz anderer Menschen. Sie sind ebenso frei wie ich, und ich habe zugleich eine intuitive Einsicht in diese Freiheit, die ich nicht dauerhaft leugnen kann. Ohne den Anderen wäre ich der willkürliche Herr meiner Welt, doch mit dem Anderen tritt ein weiteres Zentrum in die Welt, das meine Alleinherrschaft streitig macht. Schlimmer noch: der Andere legt durch seinen Blick mich selbst fest, er objektivierte mich. Erst durch ihn bin ich, was ich bin, ich erhalte eine feste Form in einer – seiner - Welt, die mir jedoch selbst nicht zugänglich ist. Dies alles illustriert Sartre literarisch in dem Drama *Geschlossene Gesellschaft*, auf den Punkt gebracht mit dem berühmten Satz: „Die Hölle, das sind die Anderen.“ Ähnlich zu Hegels „Kampf auf Leben und Tod um Anerkennung“ zeichnet Sartre ein sehr antagonistisches Bild von der Beziehung zwischen den Subjekten.

Wie genau dieser Kampf geführt wird, beschreibt er in einem der spannendsten Abschnitte von *Das Sein und das Nichts* unter dem Thema: *Die konkreten Beziehungen zu Anderen*. Hier hat auch die Analyse der Sexualität, wie sie bereits oben erwähnt wurde, ihren Platz. Sie ist

¹ Eine ausführliche Erläuterung von Sartres Freiheitstheorie, die den zentralen Inhalt des Buches bildet, und die eng mit seiner Kritik am Freudschen Unbewussten zusammenhängt, würde den Rahmen dieses Berichts leider sprengen. Es sei nur kurz angemerkt, dass Sartres Bewusstseinstheorie keineswegs impliziert, wir täten alles bewusst und überlegt und wären dadurch frei. Sartre siedelt die Freiheit vielmehr auf einer sehr viel fundamentaleren Ebene an – wir sind nicht erst dann frei, wenn wir uns über unsere Triebe und Neigungen erheben, wie es ein rationalistischer Freiheitsbegriff lehrt, sondern auch in unseren Emotionen überschreiten wir je die gegebene Faktizität: die Freiheit liegt in der basalen Struktur des Bewusstseins als Selbst-Bewusstsein, das sich immer schon selbst überschreitet, durch eine nicht zu schließende Kluft von sich selbst getrennt ist (und sich daher eben auch selbst belügen kann), begründet. Die Hysterikerin, die sich einredet, ihre Beine nicht bewegen zu können, ohne sich dessen bewusst zu sein, wie sie im Film *Freud* dargestellt wird, ist für Sartre kein Argument gegen, sondern im Gegenteil *für* die menschliche Freiheit, die sogar körperliche Schmerzen negieren kann. Es ist eben keine metaphysische Freiheitskonzeption, wie etwa bei Kant, der die Freiheit als Freiheit von kontingenten Trieben, Wünschen und Bedürfnissen ins Reich des „Dings an sich“, in eine „Hinterwelt“ (Nietzsche) also, verbannt. Es ist eine weltliche, nach-metaphysische Freiheitskonzeption, die die Triebe nicht der Unfreiheit, die Rationalität nicht der Freiheit zuordnet. Hierin liegt ihre große Faszination, aber auch ihre schwere Zugänglichkeit.

kein bloß biologisches Phänomen, das einer philosophischen Untersuchung nicht würdig wäre, sondern eine von mehreren – allerdings stets zum Scheitern verurteilten – Versuchen, den Konflikt mit dem Anderen zu lösen. Sie ist für die menschliche Existenz genau so grundlegend und bedeutsam wie die Sprache, die Liebe, der Masochismus, der Sadismus, der Hass und die Gleichgültigkeit (wobei Sartre keinesfalls beansprucht, eine vollständige Liste aller Verhaltensweisen zu liefern, mit denen ich versuche, den Kampf mit dem Anderen zu meinen Gunsten zu entscheiden). In ihr geht es freilich nicht darum, vom Anderen als Subjekt anerkannt zu werden, sondern gewissermaßen um eine physische Anerkennung: in der Begierde versuchen die Begehrenden sich selbst wechselseitig als Körper zu spüren. Dies ist das eigentliche Ziel der Begierde, keineswegs der Orgasmus als Mittel der Fortpflanzung. Das Bewusstsein versucht, eins mit seiner „Fleischlichkeit“, seiner Faktizität zu werden, indem es den Anderen in „Fleisch“ verwandelt. Da es diese Einheit nicht dauerhaft verwirklichen kann - das Bewusstsein muss sich selbst und damit auch sein leibliche Faktizität überschreiten -, gelingt dieser Zustand nie vollkommen, bleibt Ideal.

In der Diskussion kam uns dieses Bild der Sexualität überwiegend sehr plausibel vor, gerade gegenüber biologistischen Deutungen. Haupteinwand war, dass die Sexualität durch Sartres teilweise religiös anmutende Begriffe einerseits („Kommunion“, „Fleischwerdung“, ...) und durch eine bisweilen sehr literarische Sprache andererseits, unnötig verklärt würde.² Vorteil dieses Modells ist freilich, dass es explizit weder zwischen weiblicher noch männlicher noch zwischen heterosexueller und homosexueller (oder sonstiger ...) Begierde unterscheidet. Dass dieser Ansatz politisch durchaus progressive Implikationen hat, zeigt nicht zuletzt die existenzialistische feministische Theorie, wie sie Simone de Beauvoir in Anschluss an Sartres ontologischen Überlegungen entwickelte.³ In *Das andere Geschlecht* verteidigt sie etwa vehement „Lesben“ gegen den Vorwurf „Mannweiber“ oder „vom Schicksal Verdammte“ zu sein:

In Wirklichkeit ist kein einzelner Faktor determinierend. Es handelt sich um eine Wahl, die aus einer komplexen Gesamtsituation heraus getroffen wird und auf einer freien Entscheidung beruht. Kein sexuelles Schicksal beherrscht das Leben des Individuums. Im Gegenteil, seine Erotik bringt seine globale Haltung gegenüber der Existenz zum Ausdruck. (Hamburg 2000, S. 508)

² Dagegen ließe sich Sartre verteidigend einwenden, dass diese Ausdrucksweise dem subjektiven Empfinden der erotisch Verbundenen durchaus gerecht wird, Inhalt und Stil also korrespondieren.

³ Beauvoirs Theorie lässt sich freilich zugleich als Kritik an Sartres Philosophie lesen, die einerseits Geschlechtsunterschiede kaum anspricht, zugleich an vielen Stellen von einem implizit männlich markierten Standpunkt ausgeht (gerade wenn es um Sexualität geht).

Auch wenn es fragwürdig erscheint, inwiefern mit einer sexuellen Orientierung eine „globale Haltung zur Existenz“ verknüpft ist, bleibt der existenzialistische Ansatz doch eine Herausforderung für jede Theorie, die versucht, die menschliche Existenz deterministisch zu deuten und die Verantwortung der Menschen für ihr eigenes Schicksal zu negieren. Zugleich entsteht unweigerlich der Eindruck, der Existenzialismus sei mit seinem Beharren auf der Verantwortlichkeit des Einzelnen eine sehr moralisierende, in dieser Hinsicht fast religiös anmutende Philosophie, was die politisch oftmals sehr fragwürdigen Äußerungen insbesondere des späten Sartre, etwa in seiner euphorischen Affirmation von „revolutionärer“ Gewalt bis zum Terrorismus, zu bestätigen scheinen. Hier wäre freilich auch zu fragen, ob sich Sartre in seiner späten, scheinbar „radikalen“ Phase nicht von den nüchternen philosophischen Einsichten seiner früheren Schaffensperiode zu Gunsten vereinfachter, populärer Deutungen auch seines eigenen Werks verabschiedete. Denn Sartre leugnet auch in *Das Sein und das Nichts* keineswegs, dass es sehr schwer für ein Individuum ist, den einmal gewählten Lebensentwurf zu revidieren, gerade wenn dieser auf Selbstlügen basiert, und dass es starke, wenn auch nicht bestimmende, Determinanten verschiedenster Art gibt. Gerade das starke Gewicht des „Anderen“, der letztendlich auch als verinnerlichte Instanz im eigenen Selbst fungiert, in Sartres Subjektivitätskonzept zeigt, dass es voreilig wäre, ihn als naiven Freiheitsapostel abzutun und auf dem „Kehrichthaufen der Philosophiegeschichte“ zu entsorgen, wie es gerade auch in der akademischen Philosophie teilweise betrieben wird.